



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: Catholica

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Catholica



Da es das Land des großen Abfalls ist, in dem der Modernismus blüht, so darf man bei der Unfähigkeit der italienischen Priester, modernes Geistesleben zu verstehen, wohl annehmen, daß es eine verkehrte Kausalverknüpfung französischer Dinge gewesen ist, was die vatikanischen Blitze des Jahres 1907 verursacht hat: man hat den Abfall auf die gottlose moderne Theologie zurückgeführt. Bekanntlich verhält sich die Sache umgekehrt. Der Galloromane ist ein genußfreudiges, nüchtern verständiges Weltkind; doch ist seinem Temperament eine Dosis leidenschaftlicher Phantastik beigemischt, die sich auf dem politischen Gebiete in Übereilungen und revolutionären Konvulsionen äußert und, wenn sie sich aufs religiöse Gebiet wirt, bald schwärmerische Selbstaufopferung bald Bigotterie und Fanatismus zeitigt. Solange romantisch angehauchte Aristokraten und Dynastien, die den kirchlichen Apparat als Stütze ihrer Throne verwandten, die Gewalt innehatten, nahm die Religion, deren Ausübung teils erzwungen wurde, teils wenigstens Vorteil brachte, einen viel breitem Raum im äußern Leben als im Gemüte der Franzosen ein. Nachdem die alten Gewalten durch Geldmänner, Literaten und Advokaten ersetzt, die äußern Stützen also dem Kirchenwesen entzogen waren, hätte dieses allmählich zusammenbrechen müssen, auch wenn nicht die Feindschaft der Intellektuellen planvoll an seiner Zertrümmerung gearbeitet hätte, eine Feindschaft, die besonders durch die widerwärtigen Erscheinungen läppischer Bigotterie, kindischer Wundersucht und unwissenschaftlicher Blindgläubigkeit zum fanatischen Haß entflammt wurde. Fromme und dabei gescheite Geistliche, die das einsahen, strebten die Religion dieser höchst unzeitgemäßen Form zu entkleiden und mit dem modernen Denken und Fühlen zu versöhnen. Die einen studierten die Kantische Philosophie, die andern die deutschen Bibelkritiker, und da sie nun erkannten, daß sich die katholische Dogmatik nicht unverändert aufrecht erhalten lasse, so versuchten sie auf der katholischen Seite, wie Harnack und die Freunde Rades auf der evangelischen, vom Christentum zu retten, was zu retten ist. Pius aber, der einfällig fromme Bauernpfarrer, fuhr in seiner falschen Annahme mit seiner Muskelkraft drein. Den Kirchenfeinden freilich, die schadenfroh lachend zuschauten, konnte die von mönchischen Theologen geschnitzte Keule nichts tun, aber den wohlmeinenden Freunden der Kirche, den einzigen in Frankreich, die für das Siechtum der Religion das richtige Heilmittel gefunden hatten, fauste sie auf die Köpfe. Schmerzlich getroffen schreien

sie auf in der Antwort der französischen Katholiken an den Papst (deutsch bei Eugen Diederichs in Jena, 1908). Sie klagen, daß Pius „eine ruhmesswerte und segensreiche Tätigkeit brutal vernichte“, daß die lehrende Kirche laut und in authentischer Form „die besten, die hochgesinntesten, die gebildetsten, die sie am meisten liebenden ihrer Söhne dezavouiere“. Sie behaupten, der Modernismus, den der Vatikan verdamme, sei gar nicht der ihre; Syllabus und Enzyklika enthielten ein von vatikanischen Theologen entworfenes System, zu dem man einige Ideen der Modernisten, die falsch verstanden würden, und einige ihrer echten Bedeutung beraubte Sätze verwandt habe, und sie protestieren dagegen, daß ihrer Tätigkeit unedle Motive wie Stolz und Neugier untergeschoben würden. Die sehr rhetorisch gehaltne Schrift zeichnet sich nicht eben durch Klarheit aus, und es scheint, daß ihre Verfasser im Eifer für die Versöhnung mit den modernen Ideen so weit gehn, daß auch gläubige Protestanten ihnen kaum zu folgen geneigt sein werden.

Weit klarer und zugleich gründlicher ist das (ebenfalls bei Eugen Diederichs in Jena deutsch erschienene) Programm der italienischen Modernisten, eine Antwort auf die Enzyklika Pascendi, die als Anhang beigegeben ist. Sehr schön wird die Annahme der Enzyklika widerlegt, die Bibelkritik der Modernisten entspringe ihrem unkatholischen philosophischen System. Wir haben gar kein System, sagen sie. Sondern die Bibelkritik, die vor mehr als zweihundert Jahren der Dratorianer Richard Simon, ohne von der Hierarchie angefochten zu werden, in Gang gebracht hat, macht den alten Inspirationsbegriff und die scholastische Begründung der Dogmen aus der Heiligen Schrift hinfällig; damit gerät das Dogmensystem selbst ins Wanken, und wir sind eben bemüht, für die christliche Religion andre, festere Stützen zu suchen, da die der Scholastik versagen. Taftend schreiten wir vorwärts in diesem Wirrsal und hoffen allerdings mit der Zeit ein System aufbauen zu können zum Ersatz für das veraltete scholastische, vorläufig aber haben wir es noch nicht. Dieses Programm ist früher erschienen als die Antwort der französischen Katholiken, die in ihrer Schrift erzählen, der Papst habe jenes gähnend gelesen und zu seiner Umgebung gesagt, so was langweiliges sei ihm schon lange nicht vorgekommen.

Der in den Zeitungen vielgenannte Romolo Murri ist kein Modernist; davon hat uns eine Sammlung seiner in der *Cultura Sociale* erschienenen Essays überzeugt, deren deutsche Übersetzung unter dem Titel: *Das christliche Leben zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts* (bei Hermann J. Frenken in Köln-Weiden, 1908) erschienen ist. Er beschäftigt sich weder mit Philosophie noch mit Bibelkritik. Jede naturalistische Erklärung der Entstehung des Christentums lehnt er mit Entrüstung ab. Die Bücher von Harnack und Loisy findet er arg legerisch, meint aber, es sei trotzdem unklug, sie und ähnliche Schriften zu verbieten. Denn die meisten Namenskatholiken (er hat nur seine Landsleute im Sinne) seien halbe oder ganze Heiden. Eine genießbare

katholische Literatur und Presse gebe es kaum, und soweit sie vorhanden, werde sie von den Neuheiden nicht beachtet. Da sei es doch besser, diese läsen Sachen, in denen sie wenigstens noch ein Restchen von Christentum fänden, als atheistische Bücher, die alle Religion verleugneten und den Haß gegen sie schürten. Die Bekämpfung solcher gutgemeinten Schriften erscheint ihm als Ausfluß einer falschen Wiedererweckung des Katholizismus, die gerade dessen unhaltbare und bedenkliche Lebensäußerungen, die Wundersucht und einen übertriebenen Zeremoniendienst, mit Vorliebe kultiviere. Wenn aber völlig orthodoxe Christen die allerrohesten Formen der Volksreligion abgestreift hätten, ohne daß darüber die Kirche zugrunde gegangen sei, so könne diese noch etwas weiter gehn und auf manche dem heutigen Empfinden anstößige Vorstellungen und Bräuche, wie die Vorstellung von den leiblichen Höllestrafen und die Einsperrung zehnjähriger Kinder in Klöster und Knabenseminare verzichten. Aber das alles ist für ihn nicht die Hauptsache. Ihn schmerzt und beunruhigt es, zu sehen, daß das Leben ganz heidnisch geworden sei, daß die Priester in der Sakristei stecken bleiben, anstatt sich missionierend im Volke zu bewegen, und daß es atheistische Sozialisten sind, die sich dem Volke als Helfer, Führer und Organisatoren anbieten. Gerade der Kirche liege diese Aufgabe ob, sie sei berufen, den herrschenden gottlosen Liberalismus der Bourgeoisie durch eine wahre christliche Demokratie zu verdrängen. Auch aufrichtig gläubige Katholiken handelten heute nach heidnischen Grundsätzen, ohne sich in ihrem Gewissen beunruhigt zu fühlen. Diesem Zustande müsse ein Ende, mit dem Christentum müsse wieder Ernst gemacht werden. Der Mann ist so urkatholisch fromm, daß er der Kirche allein das Recht der Gesetzesgebung zuspricht, und daß er sich den Geist der Erneuerung des Christentums nur als vom Kloster ausgehend denken kann. Ja er phantasiert von industriellen Unternehmungen der Klöster, die das Volk von der Herrschaft des Kapitals erlösen sollen. „Denn eine liberale, heidnisch lebende Bourgeoisie hat sich der neuen Quellen des Reichthums bemächtigt; sie zwingt uns, sie zu ernähren, sie eignet sich die Produkte der Arbeit an, und sie tyrannisiert die Arbeiter und deren Kinder in sozialer wie in religiöser Beziehung.“ Was ihn und seine Mitarbeiter in Konflikte mit der Kurie verwickelt hat, ist nur deren Anmaßung, die Arbeiterorganisationen der Reglementierung und Disziplinierung durch die Bischöfe zu unterwerfen, die sich als unfähig erwiesen haben, solche Organisationen zu gründen und zu leiten. Den Gemütszustand eines ganzen Volkes richtig zu beschreiben und zu zeigen, wie seine Lebensäußerungen daraus hervorgehn, würde auch für einen, der es aus jahrzehntelanger Beobachtung genau kennt, noch schwierig genug sein. Murri schreibt das eine mal, Italien sei glücklicherweise noch — nach Spanien — das am meisten katholische Volk der Welt. An einer andern Stelle dagegen berechnet er aus der Statistik der katholischen und der antikatholischen Zeitungen, daß die Katholiken nur den fünfzigsten Teil der Bevölkerung ausmachen. Doch ist der Schluß voreilig, daß alle

Katholiken, die „die schlechte Presse“ unterstützen, weil „die gute“ entweder zu dürftig oder zu langweilig oder gar nicht vorhanden ist, Heiden seien oder mit der Zeit solche werden müßten. Der Mensch hat einen guten Magen und verdaut die tollsten Widersprüche; er kann unter anderm auch eine marxistische Zeitung gläubig lesen und trotzdem nicht minder gläubig nach Loreto wallfahrten gehn. Sene echte, reine, innige, das ganze Leben durchdringende Religiosität, die der fromme und edle Murri fordert, ist nie und nirgends allgemein gewesen und wird nie und nirgends allgemein sein. Mit den italienischen Arbeitern jedoch, die in der ganzen Welt dafür bekannt sind, daß sie fleißig arbeiten und den größten Teil des Wochenlohns ihrer Familie schicken, trotz halb- und mehrjähriger Trennung von ihr, und die dabei in ihrer kindlichen oder kindischen Frömmigkeit oder ihrem Aberglauben, wie es der Aufgeklärte nennt, die Madonna anrufen, darf die Kirche schon zufrieden sein; und wenn sich alle italienischen Priester so eifrig des armen Volkes annähmen, wie es Murri und seine Mitarbeiter tun, so würde dieses, wenig angefochten vom Atheismus seiner Brotherrn, mit seiner Kirche zufrieden sein. Die Bibelkritik verursacht ihm sicherlich weder Skrupel noch Schmerzen. (Im letzten Wahlkampfe hat sich Murri, von Sozialdemokraten und Radikalen unterstützt, um ein Mandat beworben; das dürfte seinen definitiven Bruch mit der Kurie unvermeidlich machen.)

Einen interessanten einsamen Denker und Kämpfer lernen wir aus dem Glaubensbekenntnis eines katholischen Mannes (Berlin, Hermann Walter, 1908) kennen. Der Verfasser, der Oberpostinspektor Robert Schwellenbach, hat nach einer frommen Kindheit den Glauben verloren und ihn dann schrittweise wiedergewonnen. Er hat sehr fleißig sowohl Naturwissenschaften wie Bibeldkunde studiert und zuletzt entdeckt, daß seine religiösen Anschauungen im Grunde genommen mit den Lehren der katholischen Kirche vollkommen übereinstimmen. Das ist aber, schreibt er, „nicht etwa so zu verstehen, daß ich, des Grübelns müde und an der Erkenntnis der Wahrheit verzweifelnd, wieder zur Religion meiner Kindheit zurückgekehrt wäre. Nein, ich bin fest davon überzeugt, daß die katholische Kirche als die einzige unter allen bestehenden Religionsgesellschaften den Anspruch erheben darf, die religiöse Führerin der Menschheit zu sein. Aber der katholische Glaube, den ich jetzt, nachdem ich durch alle religiösen Irrtümer hindurchgegangen bin, besitze, ist anders als der Glaube meiner Kindheit, anders zwar nicht dem Wesen, jedoch der Form nach.“ Diese neue Form, seine Auffassung der Dogmen und Kultbräuche, legt er nun ausführlich dar. Es ist ihm, wie man aus manchen Wendungen schließen darf, hauptsächlich darum zu tun, seine Glaubensgenossen für eine Auffassung und Deutung der Kirchenlehre zu gewinnen, die alles dem modernen Menschen Anstößige daraus entfernt, und dadurch die von den gebildeten Katholiken selbst beklagte Inferiorität zu überwinden. Er verfolgt also dasselbe Ziel wie die Modernisten, wenn er auch wahrscheinlich nicht zu

diesen gerechnet werden will. Wäre er Theologe, so würde er der Zensur durch die Indexkongregation nicht entgehn. Als Laie wird er unbehelligt bleiben, freilich leider auch unbeachtet. Es gehört zu den betrübenden Wirkungen der letzten päpstlichen Maßregeln, daß die katholischen Zeitungen solche Bücher wie die von Murri und Schwellenbach nicht mehr zu empfehlen, kaum noch zu nennen wagen; bis zum Sommer 1907 hatte wenigstens die Kölnische Volkszeitung ihren Lesern die Scheuklappen noch nicht zugemutet.

Welche Anziehungskraft der Katholizismus auf Protestanten von einer gewissen Seelenkonstitution auszuüben vermag, ersehen wir aus den (bei G. Billmeyer in Osnabrück 1908 erschienenen) *Epistulae redivivae*. Der Verfasser, der unter dem Namen Ansgar Albing Romane und Feuilletons schreibt, nennt sich im bürgerlichen Leben Baron de Mathies und ist der 1868 geborne Sohn eines Hamburger Generalkonsuls. Die von den verschiedensten Orten aller fünf Erdteile datierten Briefe sind an Verwandte und Freunde gerichtet, unter denen man Bischöfe, Professoren und Aristokraten findet, auch eine, wie es scheint englische, Königliche Hoheit. Aus den in diesen Briefen zerstreuten gelegentlichen Angaben läßt sich folgende Lebensskizze zusammenstellen. Als seine Neigung zum Katholizismus bekannt wurde, schalt man ihn einen Romantiker. Er versichert aber, daß ihn nüchterne Logik leite. Allerdings sei er mit lebhafter Phantasie begabt, aber eben darum suche er, um nicht von ihr auf Abwege geführt zu werden, einen sichern Halt in einer klaren Glaubensüberzeugung. Die könne ihm, das sei ihm schon bei der Konfirmation völlig klar geworden, die evangelische Kirche nicht gewähren, denn die Pastoren widersprächen einander. Wenn man ihm den Protestantismus anpreise, müsse er immer fragen: welcher Protestantismus? Den rationalistischen Pastoren, die er kennen lernte, fehlte die religiöse Wärme, den Pietisten ein logisches System. Da lernte er nacheinander drei Bücher kennen, die ihn auf den rechten Weg brachten. Das erste war das *Book of Common Prayer*, das ihm ein älterer Bruder aus England mitgebracht hatte. Darin fand er eine entsprechende, schriftgemäße Liturgie, und durch diese wurde er einerseits zu ihrer Quelle, dem katholischen Messbuch und Brevier geleitet, andererseits auf die Oxford-Bewegung aufmerksam gemacht und mit Newmans Schriften bekannt. Das zweite war Janssens „Geschichte des deutschen Volkes“, die ihm sein entschieden protestantischer Geschichtslehrer Dr. Christensen empfahl: *ut audiatur et altera pars*, und über die er anfangs wütend wurde. Als drittes Werk, das tiefen Eindruck machte, schloß sich Hurters Innozenz der Dritte an; es begeisterte ihn, weil er in diesem Papste „den Träger und heldenhaften Verteidiger des christlichen Gedankens in einer feindseligen Welt erkannte“. (Gerade diesem Innozenz, der so wunderbar vom Glück begünstigt wurde, hat das Heldenhafte gefehlt, das man in manchem andern Papste ehren darf.) Auf einer Reise lernte er den katholischen Gottesdienst kennen und besuchte von da an in Hamburg

öfter die Messe. Als das sein Vater erfuhr, verbot er es ihm und zwang ihn, seine katholischen Bücher zu verbrennen. Er wandte sich nun an einen Kaplan, zu dem er bald Vertrauen faßte. Auch das kam heraus und wurde ihm verboten. Als Student der Rechte in Berlin konnte er am Umgange mit Katholiken nicht gehindert werden; er verkehrte mit dem Dominikanerpater Ceslaus (Graf Robiano); ein Enkel Karl Friedrichs von Savigny und Urenkel Fr. Leopolds Grafen Stolberg gehörte zu seinen intimsten Freunden. Am 11. April 1884 notierte er in sein Tagebuch, er habe zum letztenmal der Andacht wegen eine protestantische Kirche besucht. Er studierte neben seiner Fachwissenschaft die Kirchenväter, den Buddhismus, den Koran, lernte in Italien katholische Kunst und katholisches Leben kennen, nahm in England, Schottland, Schweden, Livland protestantische Eindrücke in sich auf; in Heidelberg ekelte ihn das Studentenleben an. Bei seiner Familie fand er keine Spur von Verständnis dafür, daß ihm die Religion Herzenssache war; in den mündlichen und schriftlichen Auseinandersetzungen mit Vater, Vettern und Basen wurden immer nur weltliche Erwägungen geltend gemacht. Ein Senator äußerte: „Ja, glaubt denn der junge M., daß man ihn als Katholiken im Justizdienste brauchen kann?“ Ich schrieb mir das, bemerkt er dazu, „hinter die Ohren und richtete meinen Sinn auf höhere Dinge“. Sein Vater erklärte es für Pflicht eines jeden, in der Religion zu bleiben, in der er geboren sei. Nur in zwei Fällen halte er einen Religionswechsel für erlaubt: wenn einer das Mädchen, das er liebe, auf andre Weise nicht zur Frau bekommen könne, und wenn einer in einem andersgläubigen Lande von Berufs wegen zu leben gezwungen sei. Das seien gerade zwei Gründe, erwiderte der Sohn, die, weil sie mit Überzeugung nichts zu schaffen hätten, den Übertritt nicht rechtfertigen würden. Er vollzog seine Konversion 1890 in Berlin, und zwar heimlich, weil er fürchtete, seine Familie werde ihn vielleicht mit physischer Gewalt daran hindern.

Interessant ist die Art und Weise, wie er einem protestantischen Freunde gegenüber die Ordensgelübde verteidigt. „In deinem ganzen Raisonnement vergißt du, daß wir die Ordensgelübde mit voller Erkenntnis ihres Inhalts und vollkommener persönlicher Freiheit ablegen. Sonst gelten Gelübde nichts. Wo ist denn da der »unmoralische Zwang«? Ein religiöses Gelübde ist zehntausendmal weniger erzwungen als ein Fahren-, Amts- oder Untertaneneid. Hat man dich etwa gefragt, ob du dein Jahr abdienen wolltest? Wird man dich fragen, ob du Steuern zahlen, die Staatsgesetze beobachten, der Obrigkeit gehorchen willst? In einen Orden dagegen tritt man freiwillig ein.“ Abgesehen davon, daß die Freiwilligkeit keineswegs in allen Fällen so über jeden Zweifel erhaben ist, wie der junge Herr meint, übersteht er zweierlei: daß der den Staatsgesetzen geleistete Gehorsam nur die Einfügung in die unumgänglich notwendige soziale Ordnung bedeutet, ohne die wahrhaft menschliches Dasein unmöglich ist, während die katholischen Orden nur vorübergehend ein soziales

Bedürfnis gewesen sind, und daß nicht die Staatsgesetze, wohl aber die Ordnungsregeln etwas fordern, was dem Durchschnittsmenschen unmöglich ist. Freilich hat Albing diese Unmöglichkeit nicht empfunden, und eben darin liegt das Interessante. In einem seiner Briefe entwickelt er seine Ansichten über Erziehung. In den deutschen Gymnasien werde nur unterrichtet, nicht erzogen. Der Lehrer solle aber zugleich Erzieher sein. Er wolle daraus seinen Lehrern, denen er für den genoßnen Unterricht dankbar sei, keinen Vorwurf machen: sie hätten eben keinen andern Auftrag als den, zu unterrichten. Die Zeiten des Hellenentums, wo der ältere Mann dem jüngern Erzieher wurde, wo persönliche Neigung und persönliches Interesse Erzieher und Zögling verbanden, seien vorüber. Er glaube aber, daß eine ähnliche Freundschaft, wie sie die Alten gekannt, dort noch geübt werden könne, wo Ordensleute als Erzieher in Pensionaten wirken, „natürlich eine Freundschaft, die, als christliche, von reinern Motiven eingegeben wird als die oft zu sinnlich aufgefaßte Freundesliebe der Antike“. Ja, wenn sich nur diese sinnlichen Motive wirklich fernhalten ließen! Die Erfahrung lehrt, daß sie sich sehr oft dem Erzieher, der ausschließlich von ganz reinen Motiven geleitet zu sein glaubt, unbewußt einschleichen. Gerade deswegen verbieten die asketischen Schriftsteller — und in diesem Punkte irrt ihre Psychologie keineswegs — dem Seelenleiter und Erzieher individuelle Zuneigungen und Freundschaften.

Übrigens wird der Wert dessen, was man sich — dunkel und verworren genug — unter Erziehung vorstellt, nicht bloß von Albing sondern auch von vielen andern, die unaufhörlich nach Erziehung schreien, außerordentlich überschätzt. Ich und meine Schulkameraden, wir sind gar nicht erzogen worden, und ich finde, daß dieses das beste für uns gewesen ist. Wenn die Eltern und Lehrer den jungen Leuten einige wenige feste Grundsätze einpflanzen und durch ihr Beispiel zeigen, wie man diesen Grundsätzen nachlebt — oder auch, wie häßlich es aussieht, wenn man ihnen nicht nachlebt —, wenn sie einem die Manieren beibringen, die man haben muß, um im Verkehr nicht anzustoßen, und durch Schranken, die der jugendlichen Willkür und dem unverständigen Gelüst gesteckt werden — Schranken, die nicht zu eng gezogen werden sollen —, den jungen Menschen in die soziale Ordnung einfügen, so ist das Erziehung genug, und das geschieht ja wohl auf unsern Gymnasien. Das Leben in Wechselwirkung mit der eignen Vernunft, die allerdings im Gymnasium geweckt und geübt werden soll, vollenden dann schon die Erziehung. Was die Erziehungssüchtigen wollen, das ist Modelung der Natur nach einer Idealform, wobei sie gewöhnlich sich selbst für die Idealform halten. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob der so auf den Zögling ausgeübte Zwang diesem, und ob die Vielfältigung jenes Typus der Gesellschaft zum Heile gereichen würde; jedenfalls könnten, wenn ein einzelner solcher Typ im Staate die Herrschaft erlangte, sich die in den Individuen vorhandenen verschiedenen Anlagen nicht frei entfalten. Mehr Beachtung verdient es, wenn

Albing weiter fordert, die männliche Jugend solle von Männern erzogen werden, und behauptet, das sei heute nicht der Fall. Heute sei das Weib das Ideal, vornehmlich das Ideal der Phantasie. Schon der Gymnasiast habe seine Flamme, und der von der Möglichkeit einer Familiengründung noch sehr weit entfernte Student trage das Weib, das edle wie das unedle, in seiner Phantasie. „Männliche, nicht galante Kultur müßte das Ziel der Erziehung sein. Und wer dereinst zur Ehe berufen ist, der sollte erst in reiferem Alter auf das andre Geschlecht aufmerksam werden. Der Zeit der geschlechtlichen Liebe — zu der übrigens, wie die Erfahrung lehrt, eine kleine Minorität niemals berufen ist [man sieht deutlich, daß er selbst zu dieser Minorität gehört] — sollte immer eine Periode edler Freundesliebe vorausgehen. Wir Modernen haben selten mehr Freunde.“ Das Resultat sei, daß die Frauen in der Gesellschaft den Ton angeben, die Männer sich bemühen, wie die Frauen zu denken, und den Frauen zu Gefallen handeln. Man gehe sozialen Zuständen entgegen, in denen das Weib nicht bloß dem Manne gleichgestellt sein, sondern in der Gesellschaft herrschen werde. Minnesang und höfischer Klingklang, die nur eine Karikatur der christlichen Erlösung des Weibes aus unwürdigen Zuständen seien, hätten schon vor sieben Jahrhunderten diese Wendung eingeleitet. Dabei werde aber gerade die Würde der Mutter und der legitimen Gattin keineswegs gewahrt. Man feiere die Frauen nur als das schöne Geschlecht, was noch dazu gegen die Tatsache verstoße, daß jedes Geschlecht seine eigentümliche Schönheit habe. Trotz Burschenschaft und Militarismus sei uns die männliche Kultur abhanden gekommen. In der jüngsten Zeit scheine ja die Kunst zur Besinnung zu kommen und nicht mehr so ausschließlich das Weib zu feiern. Auch die Wissenschaft werde die richtige Mitte finden „und nicht unbedingt etwas Pathologisches darin sehen, wenn wir Männer nicht allesamt dieser Göttin Weihrauch streuen“. Lehrreich sei auch der Umstand, daß der Erlöser wohl einen bevorzugten Freund hatte, aber außer seiner Mutter und der mitleidsvoll begnadigten Sünderin keiner Frau nahestand. Die Kirche schütze Ehre und Würde der Frau durch ein besonderes Sakrament und verehere offiziell heilige Jungfrauen, Märtyrerinnen, Gattinnen und Witwen, befürworte jedoch nicht eine ästhetische oder soziale Superiorität des Weibes. „Schon deshalb glaube ich, daß wir auch als Christen ein volles Recht auf männliche Kultur besitzen und dieses Recht in der Erziehung der Knaben und Jünglinge theoretisch und praktisch wieder mehr zur Geltung bringen müssen. Die Mutter, die Gattin, die Jungfrau, die sich in ihrem Berufe aufopfern, sind gewiß hohe, verehrungswürdige Ideale, aber das höchste Ideal für den Mann sollte das Weib doch nie sein, nicht einmal das höchste irdische Ideal. Du sagtest mir einmal, die ewige Verhimmelung des Weibes in der Belletristik sei dir langweilig. Ich gebe dir vollständig recht und gehe noch einen Schritt weiter: diese Verhimmelung ist ein Beweis für die hilflose Einseitigkeit der

Schriftsteller, die erstens kein andres Problem aufzutreiben wissen und zweitens sich gern darauf beschränken, weil die Masse der Leser doch immer lieber sinnlich als geistig angeregt werden will." Seit reichlich einem Jahre nennt man das „normwidrige Empfinden“, wobei man nur nicht gleich an Verbrechen und Laster denken sollte, an denen es übrigens auch die „Normalen“ bekanntlich nicht fehlen lassen. Es ist klar, daß für so empfindende Männer einer der Hauptgründe protestantischer Abneigung gegen den Katholizismus nicht existiert, ja daß solchen die Kirche des Priesterzölibats und der Ordensgelübde ungemein sympathisch sein muß. Albing's Betrachtungen legen aber zugleich die Frage nahe, ob diese „Abnormität“ gewisse Kulturmissionen, wie sie solche im Sokratismus und in der griechischen Plastik, im mittelalterlichen Mönchstum und in einzelnen ledig gebliebenen Großgeistern geübt hat, nicht in allen Zeiten zu üben habe.

Man erfährt aus den Briefen weiter, daß sich Albing eine Zeit lang mit Unterrichten beschäftigt hat — einen eigentlichen Beruf scheint er zunächst nicht gehabt zu haben —, und daß er viel gereist ist. Er war öfter in Italien, sechzehnmal in der Schweiz, dann in Palästina und Ägypten, in England, wiederholt, das erstemal beinahe drei Jahre lang, in Nordamerika. Das zweitemal hat er den Yellowstonepark, den er ausführlich beschreibt, und Mexiko besucht, wo ihn der Umstand, daß des vortrefflichen Porfirio Diaz Regiment antiklerikal ist, hätte nachdenklich machen können. Von Kalifornien aus reiste er durch den Stillen Ozean nach Europa zurück, lernte die Sandwichinseln und Japan kennen. Seine Heimat, wenn bei einem Globetrotter von einer solchen gesprochen werden kann, wurde dann Rom, wo er als päpstlicher Geheimkämmerer lebt und unter anderm bei dem Besuche, den unser Kaiser mit zweien seiner Söhne am 4. Mai 1903 im Vatikan abstattete, nebst andern Monsignori die Honneurs gemacht hat. Er wurde den Prinzen und dem Reichskanzler vorgestellt und hörte alles, was vor und nach der zeugenlosen Zwiesprache im Privatzimmer des Papstes dieser und der Kaiser in der Anticamera sprachen. Der Kaiser erklärte unter anderm sein Geschenk: drei Riesenalben mit Photographien des Mezer Domporthals. Sehr verständig bemerkt Albing: „Ich schreibe dir nichts von dem, was gesprochen wurde, weil man so leicht falsch zitiert.“ Nur den harmlosen, zu deutschen Bischöfen gesprochenen Satz, in dem Kaiser Wilhelm seinen Wunsch, der Papst möge noch lange in guter Gesundheit am Leben bleiben, ausspricht, führt er an. Fast vierzig Jahre alt, läßt sich Albing zum Priester weihen und sucht, weil ihm der Bureaudienst im Vatikan nicht zusagt, einen Wirkungskreis in Nordamerika. Er beobachtet dort, wie sich die Kirche allen neuen Bedürfnissen anschmiegt. So ist in einer Newyorker Kirche für Zeitungsjungen, Schriftsetzer und dergleichen Leute um Mitternacht Messe und Predigt eingerichtet, und in einer andern werden Sonntags acht bis zehn Messen nacheinander gefeiert und wird nach jeder, natürlich nur kurz, gepredigt. Er selbst aber

wurde von seinen irischen Amtsbrüdern hinausgebissen und kehrte, da ihm das verräucherte Cincinnati und das ganze zu moderne Nordamerika eigentlich nicht gefällt, sehr gern nach Europa zurück. Im Vatikan arrangiert er seitdem mit Perosi Konzerte, läßt aber auch das Reisen nicht und predigt manchmal in Hamburg und Umgegend. In seinen Reiseberichten fehlt es nicht an hübschen Anekdoten. Hier soll nur noch einer seiner theologischen Argumentationen: auf dem Boden vernünftiger Grundelemente könnten zwar Mythen wachsen, ihm aber sei es undenkbar, daß aus Mythen, als welche die heutige Kritik die biblischen Erzählungen auffasse, das streng logische System der katholischen Dogmatik hervorgegangen sei, und seiner großdeutschen Idee gedacht werden: die Glaubensspaltung habe die weltbeherrschenden und zur Weltherrschaft berufenen Deutschen zu einer unter den andern Nationen erniedrigt. In Ägypten, das er im Jahre 1907 wiederum besucht hat, findet er, daß die englische Herrschaft die Lage der Bauern nicht gebessert habe; Lord Cromer ist anderer Meinung.

Eine vortreffliche Charakteristik der großen Konfessionen liefert Dr. Karl Sell, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Bonn, in seinem Buche: Katholizismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Politik, Kultur (Leipzig, Quelle und Meyer, 1908). Die vier Hauptabschnitte nennt schon der Titel. Es wird von derselben Versöhnungstendenz befeelt wie mein letztes Buch, auch in der Auffassung steht es diesem sehr nahe, unterscheidet sich jedoch von ihm in der Auswahl und Anordnung des Stoffes. „Das Neue dieses Versuchs, heißt es im Vorwort, dürfte sein, daß der Gegenstand rein geschichtlich behandelt wird und nicht polemisch oder apologetisch als eine Streitfrage zwischen Konfessionen und Religionen“, und in der Einleitung: „Völlig ausgeschlossen mußte bei einer solchen Betrachtung die Methode des konfessionellen Kleinkrieges sein, die so oft mit einem nicht geringen Erfolg dem Prinzip einer Konfession die Schuld alles dessen aufbürdet, was doch nur der Fehler seiner einzelnen Vertreter und die Folge einer sehr mangelhaften Vertretung des Prinzips ist.“ Gegen den Schluß lesen wir: „Es könnten in Sachen des Kultus, der Organisation, des künstlerischen Geschmacks, in der Zurückdrängung eines sich breit machenden, undeutschen Chauvinismus hinter das wahrhaft Humane die Protestanten von den Katholiken, es könnten in der Verinnerlichung der Vorstellung von der Kirche, in der pflichtmäßigen Berücksichtigung nationaler Eigentümlichkeiten, in der treuen Anhänglichkeit an das Vaterland, nicht bloß an den Heimatboden, die Katholiken von den Protestanten lernen. . . . Lassen wir jeder der beiden Konfessionen das subjektive Recht, sich für das wahre oder das beste Christentum zu halten, wie ja auch so ziemlich jede Nation sich für das beste Exemplar der Menschheit hält. Man könnte dabei dennoch öffentlich und rechtlich auf die Geltendmachung dieses Rechts der andern Konfession gegenüber verzichten, indem man die Entscheidung über den Prozeß der beiden

widereinander der göttlichen Vorsehung anheimstellte, die sich in der unzweideutigsten Sprache weltgeschichtlicher Tatsachen zweifellos dahin ausgesprochen hat, daß diese zwei einstweilen nebeneinander leben sollen.“ Ein verständiger, ein vortrefflicher und, bei gutem Willen, leicht ausführbarer Rat!

Carl Jentsch



## Jakob Julius David

Von Heinrich Spiero



us dem Bilde, das der von Ernst Heilborn und Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe von J. J. Davids Werken (München und Leipzig, R. Piper & Co.) vorgeheftet ist, schaut uns der Kopf eines von Schmerzen und Leiden gerüttelten und gequälten, aber, wie wir deutlich fühlen, nicht bezwungenen Mannes entgegen. Die eingefunknen Schläfen, der von Sorgenfalten umzogene Mund, die eingefallnen Wangen deuten auf körperliche Leiden und Entbehrungen, die schön gewölbte Stirn und der bewußte, klare, ernste Blick der großen Augen auf innerliche Überwindung irdischer Anfechtung. Und auf sie weist auch hin, was der Dichter selbst als sein Testament dem ältern der beiden Herausgeber zuruft; von seinem letzten Krankenbett schreibt er da: „Noch hatten die Ärzte Hoffnung oder taten so. Ein schlimmer Sommer zerstörte auch den Rest davon, und ich habe eben nur schwerer sterben müssen, wie mir das Leben nicht leicht geworden ist. Das muß man eben nehmen, wie es verhängt ist und kommt, und wenn ich die Gesamtheit überblicke, die ja eine ganz hübsche Spanne Zeit umfaßt, so darf ich mir das Zeugnis nicht versagen: wie es mich nicht weich gewiegt hat, so bin ich nicht weich geworden und habe die Dinge genommen und getragen, wie sie gefallen sind.“ Und nachher mit tief ergreifenden Tönen aus dem Duellpunkt von Herzensempfindungen, die sich erst vor dem Tode nach außen ergießen: „Zu essen haben Weib und Kind zur Not; sie haben sich an meiner Seite bescheiden gelernt, aber sie sollen die Gewähr haben, daß der Mann, den sie dulden, immer von neuem seine Kraft aufraffen, den sie stiechen und Schritt vor Schritt sterben sahn, kein Phantast war, daß er mehr der Ungunst der Sterne als der Unkraft der Arme erlegen ist.“ Die Freunde, die sich solchem Anruf nicht entziehen konnten, haben recht getan, daß sie uns so bald nach des Dichters Tode in einer schönen Ausgabe die Gesammelten Werke vorlegten. Es ist für ein noch nicht fünfzig Jahre währendes, kämpfevolles Leben eine sehr stattliche Ernte, sechs Bände Erzählungen, Gedichte und Dramen, ein Band Essays, denen noch die Arbeiten über Anzengruber und Mitterwurzer (aus den Sammlungen „Die Dichtung“ und „Das Theater“ bei Schuster & Löffler in Berlin) beizugesellen sind.

Jakob Julius David stammte aus Mähren, in Mährisch-Weißkirchen war er am 6. Februar 1859 geboren worden, hat aber seine Kindheit in dem Rußländchen verlebt, unter Hannaken, in einer Landschaft, deren Erinnerungen von Hussitenschrecken durchklungen sind. Aus dürftigen Verhältnissen zu Hause in dürftige auf der Universität Wien hineingekommen, hat er trotz unermüdlichem Fleiß immer am Rande schwerer materieller Not, oft mitten in ihr als